

244425

843280

Beiträge

zur

Volkskunde des preussischen Litauens

von

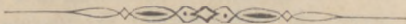
G. Froelich

Oberlehrer.



Mit 7 Tafeln Abbildungen.

Beilage zum Osterprogramm des Königlichen Gymnasiums und Realgymnasiums
zu Insterburg.



Insterburg.

Buchdruckerei Dr. A. Bittner.

1902.

567

1897

Verlag von J. Neumann, Neudamm

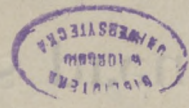
Verlag von J. Neumann, Neudamm

Verlag von J. Neumann, Neudamm



Verlag von J. Neumann, Neudamm

24, 125



Volkskunde des russischen Titans

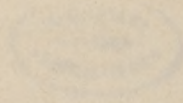
Beilage

Herrn Geheimen Regierungsrat

Professor Dr. Bezzenberger

gewidmet.

Herrn Geheimen Registrars



Professor Dr. Bezenberger

gewidmet.

Schon im Jahre 1893 erhob Herr Professor Kurschat in Tilsit den Mahnruf, durch Beobachtung des litauischen Volkstums und durch Überlieferung für die Wissenschaft zu erhalten, was erhalten werden kann. „Unsere Provinz“, sagt er, „gehört zu den ethnographisch interessantesten; nutzen wir diesen Vorzug aus und bewahren wir unseren Nachkommen die Kenntnis des Volkes, das gegenwärtig schon sichtbar im Schwinden begriffen ist.“ Nicht umsonst ist dieser Ruf erschallt; denn gar mancher Beitrag zur litauischen Volkskunde ist seitdem geliefert, vieles aufgezeichnet und erhalten worden, was sonst unbekannt geblieben und unbekannt in das Grab der Vergessenheit gesunken wäre. Denn der Rückgang des litauischen Volkstums ist ein unaufhaltbarer und vollzieht sich mit einer Schnelligkeit, die im Interesse der Wissenschaft aufs höchste zu bedauern ist. Von solchen Arbeiten, die über litauische Volkskunde handeln, sind ausser kleineren, in ethnographischen und geographischen Zeitschriften erschienenen Aufsätzen besonders die Beiträge in den „Mitteilungen der Litauischen Litterarischen Gesellschaft“ in Tilsit und in den „Sitzungsberichten der Altertums-gesellschaft Prussia“ in Königsberg zu nennen, welche letzteren, seitdem sie unter der Leitung des Herrn Geheimrat Professor Dr. Bezzenberger stehen, eine reiche Fundgrube für litauisches Volkstum in Wort und Bild geworden sind. In neuester Zeit hat Herr Professor Dr. Zweck über diesen Gegenstand gehandelt in seinem Buche „Litauen, eine Landes- und Volkskunde“, in dem namentlich die ältere und älteste Litteratur verwertet ist. Wenn trotzdem hier der Versuch gemacht wird, neue Beiträge zum litauischen Volkstum zu liefern, so sieht man, dass der Quell dieses Volkslebens noch nicht erschöpft, seine Schätze noch nicht ganz gehoben, kurz, dass noch manches zu retten ist, was dem Ethnologen Interesse genug bietet. Zu diesen Dingen gehört, um hier nur eines hervorzuheben, das Inventar des Hauses, das Gerät, das man täglich zu den verschiedenen Verrichtungen im Hause braucht. Unter diesem hat der Litauer manches bis auf die heutige Zeit im Gebrauch erhalten, was ihm eigentümlich und vielleicht ein Überbleibsel aus grauer Vorzeit ist.

Der Rückgang des Litauertums vollzieht sich von Süden nach Norden.¹⁾

Vom alten Nadrauen ist die Germanisierung vorge drungen. Schule und Heeresdienst, Chaussee und Eisenbahn hat sie gefördert; und so finden wir heute nur noch in dem nordöstlichsten Winkel Deutschlands, den Kreisen Heydekrug und Memel echtes, altes litauisches Volkstum. In den folgenden Beiträgen soll gerade dieses geschildert werden, das Verfasser aus eigener Anschauung seit langer Zeit kennen gelernt und bis heute mit hohem Interesse verfolgt hat. Selbstverständlich ist es, dass auch das Volkstum anderer Gegenden nicht unbeachtet bleiben darf und zum Vergleich herangezogen werden muss.

1) Vergl. darüber Kurschat in der Mitteil. d. lit. litt. Gesellsch. 18. Heft. 1893. S. 505.

Der Litauer liebt es auch heute noch, seine Wohnstätte abgesondert von den anderen anzulegen. Zwar finden sich viele Dorfschaften, aber erstens sind diese, was die Zahl der zugehörigen Höfe betrifft, sehr klein (meistens 3—4 Wirte), und zweitens zeigt die Anlage der Gehöfte durchaus keine Regelmässigkeit, wie wir es in den deutschen Dörfern finden, wo durch sie die Dorfstrasse gebildet wird. Im nördlichen Litauen liegt das Wohnhaus fast nie an der Strasse¹⁾, sondern hat seinen Platz da, wo es die Anlage des ganzen Gehöfts erfordert, das nach einem fast stets wiederkehrenden Grundplan angelegt wird. Es gilt dies eben Gesagte natürlich nur von den Hofanlagen der grösseren Grundbesitzer, zu denen schon solche von 100—200 preuss. Morgen zu rechnen sind. Nur diese sind durchaus als massgebend für die Sitte zu betrachten, weil bei ihnen nicht Mangel an Mitteln oder Ersparnis des Raumes wie bei den ärmeren Grundbesitzern, sondern ihr eigener, der überkommenen Gewohnheit folgender Wille die Anlage des Gehöftes veranlasst hat.

Für die Wahl des Anlageplatzes ist wohl nichts anderes bestimmend als das Vorhandensein eines kleinen Wäldchens²⁾ oder doch prächtiger Baumgruppen, die meistens aus Birken, seltener aus Eichen oder Linden gebildet werden. Man kümmert sich nicht darum, ob der Baugrund gut oder schlecht ist; denn die Fundamente der Gebäude legt man wenig tief in die Erde, und eine Unterkellerung des Wohnhauses verschmäht man durchweg. Der Keller wird in einiger Entfernung vom Wohnhause, oft im Garten, grösstenteils über der Erde angelegt und durch einen Erdaufwurf gegen die Veränderung der Temperatur geschützt. Auch auf die Beschaffenheit des Trinkwassers kommt es bei der Hofanlage nicht an. Man gewinnt dies aus einem meistens mit Feldsteinen, selten mit Holz ausgelegten Ziehbrunnen, den man mit wenig Kunst selbst ausgräbt.

Die Hofanlage bildet fast immer ein Rechteck, dessen eine Seite vom Wohnhaus, dessen andere Seiten von Ställen und Scheunen eingenommen werden. Hinter dem Wohnhause, zuweilen an einem Giebel desselben, liegt die Klete, das Vorratshaus, in dem sie umgebenden Garten. Hof und Garten sind meistens durch eine Umzäunung abgeschlossen. Es ist dies die für Nordlitauen charakteristische Hofanlage, von der nur aus besonderen Gründen abgewichen wird. Sehr selten vereinigt man das Wohnhaus mit Stall- oder Scheunenanlagen.

Als Baumaterial bedient man sich auch heute noch fast immer des Holzes der Kiefer. Vereinzelt kommen Fachwerkanlagen bei Wohnhäusern vor. Ställe und zuweilen Scheunen werden aus reinem Lehm, den man mit Stroh oder Dünger vermischt, oder aus Feldsteinen und Lehm errichtet. Ziegelsteinbauten sind höchst selten.

Über die Bauweise der Gebäude, von der Herr Geheimrat Prof. Dr. Bezzenberger Altpreuss. Monatsschrift Bd. 23 S. 66 ff. handelt, sei noch folgendes bemerkt: Auf einem meistens sehr niedrigen Fundament aus roh zugehauenen Feldsteinen werden die Balken über einander gelegt und an den Ecken durch einen Blockverband (Gehrsass) zusammengehalten. Zwischen den einzelnen Balken lässt man mit Absicht einen Zwischenraum von ein bis zwei Finger Breite bestehen, der dann mit trockenem Moos vollgestopft wird.³⁾ Dieses presst man durch Keile äusserst fest zusammen und verstreicht die Fugen aussen und innen mit Lehm. Es ist noch heute dieselbe Art des Bauens

¹⁾ Die entgegengesetzte Beobachtung kann man im Kreise Insterburg machen. Hier zeigen die Dorfanlagen z. B. von Piraginen, Neuendorf, Platenischken, Georgenburgkehlen (früher Jurbarkehlen) einen anderen Charakter. Die Wohnhäuser stehen entweder mit der Front oder mit dem Giebel nach der Dorfstrasse; die Gehöfte liegen, regelmässig verteilt, neben einander. Dr. Tetzner in seinem Aufsatz: Haus und Hof der Litauer (Globus Bd. 72 S. 251) berichtet, dass in Samogitien die Gebäude abseits der Fahrstrasse liegen und deshalb jedes Gehöft durch einen Fahrweg mit der Strasse verbunden ist. Ganz dasselbe gilt auch von den Gehöften im Memeler Kreise.

²⁾ Vergl. Tetzner a. a. O.: In der Umgebung des Gehöftes stehen kleine Waldungen von Eichen oder Fichten oder Birken.

³⁾ Vergl. Tetzner a. a. O. u. S. 252. Dass heute schon überall das Holzhaus durch das Steinhaus verdrängt wird, gilt nicht für die von uns geschilderte Gegend.

geblieben, wie sie uns v. Brand in seinen Reysen durch die Mark Brandenburg etc. aus dem Jahre 1683 von den Letten schildert.

Zur Bedachung verwendet man vorwiegend Stroh oder Rohr. Doch bürgert sich, wohl infolge der Polizeivorschriften das Pfannendach mehr und mehr ein. Schindeldächer, wie sie jenseits der Grenze in Russland sehr häufig vorkommen, sind bei den Litauern fast gar nicht in Gebrauch.¹⁾ Erwähnenswert ist es, dass in einigen Dörfern nördlich von Memel die Litauer sich Dachziegel aus Cement, den sie mit grobkörnigem Sande vermischen, herstellen. Mit rotem Anstrich versehen, stehen diese Pfannen hinter den gebrannten an Aussehen nicht zurück, übertreffen sie aber an Dauerhaftigkeit. Ein etwas geübter Arbeiter soll an einem Tage ca. 300 Stück davon herstellen.

Das Wohnhaus ist stets einstöckig. Bei der Genügsamkeit des Volkes in bezug auf die Wohngelegenheit bedarf man auch des Raumes unter dem Dache nicht zur Einrichtung von Zimmern. Der Boden dient als Vorrats-, im Sommer auch als Schlafräum für das Gesinde. Man gelangt zu ihm auf einer Leiter, die an eine in der Hausflurdecke befindliche Öffnung angelegt wird. In der Mitte des Hauses befindet sich der grosse Rauchfang, der sich nach oben zu dem über den Dachfirst hinausragenden Schornstein verengert. Die Küchen- und Heizanlagen senden ihren Rauch in ihn hinein, woraus sich erklärt, dass das litauische Haus meistens nur einen Schornstein aufweist. Im Innern desselben über den Zuleitungsrohren bringt man Holz- oder Eisenstangen an, an denen das zum Räuchern bestimmte Fleisch aufgehängt wird. Ein charakteristisches Kennzeichen des älteren litauischen Wohnhauses sind die gebrochenen Giebel, die auf folgende Weise entstehen. Die Giebelwand des Hauses steigt bis in die Mitte des Daches senkrecht auf; hier verlässt sie die senkrechte Richtung und geht nach der Innenseite in einem Winkel von ca. 45°, mit den Dachkanten abschneidend, bis nahe zur Dachspitze. Das Dach erhält dadurch das Aussehen eines Walles. Man sehe die Abbildungen bei Bezzenberger in den Sitzungsberichten der Prussia Heft 18 (1893) und bei Zweck a. a. O. S. 162. — Wo die Giebelseiten des Daches sich vereinigen, befinden sich zum Schutze der Strohfüllung stets 2 sich kreuzende Bretter, die meistens noch eine über das Dach hinausragende Verzierung zeigen.²⁾ Da das Wichtigste über dieselbe bereits in einem in der Zeitschrift der Altertumsgesellschaft Insterburg Heft 3, S. 33 ff. von mir veröffentlichten Aufsätze mitgeteilt ist, soll hier nur kurz darauf eingegangen werden. Am häufigsten sieht man Pferdeköpfe zu solchem Giebelschmuck verwendet. Oft sind die Zügel in zierlichen Windungen dargestellt und befindet sich auf dem Kopfe des Pferdes eine Blume, wie es Figur 2 auf Taf. 1 der beigegebenen Abbildungen³⁾ zeigt. Seltener erscheint der Kopf des Hahnes (s. Fig. 4), am seltensten die Hörner des Rindes⁴⁾ (s. Fig. 9 u. 10). Sind dies die typischen Arten des Giebelschmucks, so finden sich daneben noch

1) Die Angabe Tetzners, dass in preussisch Litauen dafür (d. h. für die Strohschindeln?) Holzschindel eintritt, ist nicht richtig. Die sowohl von ihm S. 253 als auch von Zweck S. 162 gebotenen Abbildungen des preussisch-litauischen Wohnhauses sind nicht glücklich ausgewählt.

2) Nur die Dächer mit gebrochenem Giebel, die sogenannten Walmdächer, tragen die oben beschriebenen, charakteristischen Giebelverzierungen. Die anderen mit geraden Giebeln haben zwar auch einen Schmuck, doch zeigt dieser stets andere Formen. Siehe Tafel II. Fig. 7 u. 8. Uebrigens erinnert derselbe stark an die in manchen Gegenden Litauens gebräuchlichen Grabzeichen.

3) Die Abbildungen auf Tafel I u. II sollen eine Vorstellung von den am häufigsten zur Darstellung kommenden Arten des Giebelschmucks im ganzen preussischen Litauen geben. Es stammt Fig. 1 aus Ruschelken Gerge, Kr. Memel; Fig. 2 aus Skirwith, Kr. Niederung; Fig. 4 aus Megallen, Kr. Memel; Fig. 5 aus Szodeiken Jonel, Kr. Memel; Fig. 6 aus Akmenischken, Kr. Insterburg; Fig. 7 aus Jlgauden Mauserin, Kr. Memel; Fig. 9 aus Akmenischken (auf einem Stall); Fig. 10 ebendas. (auf einem Wohnhaus); Fig. 3 aus Nimmersatt, Kr. Memel; Fig. 8 aus Skirwitell, Kr. Niederung; Fig. 11 aus Balzkehmen Kr. Darhehmen; Fig. 12 aus Rund-Gerge, Kr. Memel (Klete). — Über Pferdekopf und Storchschnabel in Westpreussen s. A. Treichel in den Verhandl. der Berl. Anthropol. Gesellschaft Sitz. vom 30. Juni 1888 p. 295, über den Giebelschmuck auf der kurischen Nehrung Virchow Verhandlung. der Berl. anthrop. Gesellschaft Jahrgang 1891. S. 790 ff.

4) Vergl. Tetzner Globus Bd. 73 S. 116.

manche anderen, z. B. 2 sich kreuzende Beile (Fig. 5), eine Verbindung von Kreuz und kreisförmiger Scheibe (Fig. 6), 2 sich schnäbelnde Vögel (Fig. 12), eine Helmspitze (Fig. 11) u. a. m. Eine eigenartige Verzierung zeigt Fig. 3, eine Verbindung von Pferdeköpfen mit Speeren. Sie findet sich auf dem Hause des Bauern Perkams in Nimmersatt, dem nördlichsten Dorfe des deutschen Reiches. Dies Haus weist auch sonst viel Altertümliches in Bauart und Aussehen auf. — Welche Bedeutung diesem Giebelschmuck zuzusprechen ist, lässt sich heute nicht mehr mit Gewissheit feststellen. Sind es Hausmarken, Symbole? Steckt dahinter noch ein Rest des alten Aberglaubens? Ich halte das Letztere für richtiger und bekenne mich auch heute noch zu derselben Ansicht, die ich in dem vorher erwähnten Aufsätze a. a. O. S. 44 u. ff. geäußert habe, dass die Gestaltungen ursprünglich ein Abwehrmittel gegen das Eindringen bösen Zaubers dargestellt haben.¹⁾ — Über die Benennung dieser Giebelverzierung mag folgendes mitgeteilt werden: Bezzenberger „Forschungen“ S. 46 und 111 und „Über das litauische Haus“ S. 67 giebt an, dass die Litauer um Wittauten (Kr. Memel) dieselbe gáida(i) oder gaidùka(i), in Drawöhnen am kur. Haff auch pères nennen. Die erste Bezeichnung (gaidÿs Hahn) hörte ich in Stallus Hans (südl. von Memel), die letztere in dem Dorfe Stragna bei Prökuls. Es ist nicht anzunehmen, dass pères eine Corruption aus dem deutschen „Pferd“ ist. Litauer, darnach gefragt, bestritten dies und bezeichneten es als echt litauisches Wort. In Stragna lautete es auch pèrà. So giebt es Kurschat Wörterbuch S. 305 in der Bedeutung: geschnitzte Holzverzierung über dem Giebel eines Hauses. Nesselmann übersetzt es mit Gegitter. Von Litauern erfuhr ich, dass man bei Memel das Wort pères auch zur Bezeichnung junger Hühner gebraucht. Vergl. periù ich brüte, perëklë wisztà die Bruthenne. Sollte das nicht auf einen Zusammenhang mit der Benennung des Giebelschmuckes hindeuten? In Ost- (d. h. Russisch-) Litauen bezeichnet man die einzelnen Arten desselben je nach der Gestalt mit arklélei (Pferdchen), ragaf (Hörner) und gaidzel. (Bezzenberger a. a. O.) In der Tilsiter Gegend, wo die genannten Verzierungen nur noch höchst selten vorkommen, nennt man sie giewelis (Kurschat gëwelis 1. Giebel, 2. nach Schl. gekreuztes Holz auf dem Strohdache, also = žirgës).

Fensterladen weist kein einziges, echt litauisches Wohnhaus auf. Man bedarf ihrer weder zum Schutz gegen die Kälte, denn die Fenster sind an sich klein und schliessen, weil sie meistens vernagelt sind, fest an, noch zur Abwehr gegen Diebe; denn Wertsachen oder Geld hat der Litauer nicht im Hause. Auch sorgt der äusserst wachsame Hofhund gegen unerwünschte Besucher in der Nacht besser als jeder Fensterschutz.

Der einzige Schmuck, der sonst noch am lit. Wohnhause erscheint, ist eine Verzierung der Giebelwand. Zuweilen, nicht gerade häufig findet man daselbst eine schachbrettartige Anordnung quadratförmiger Brettchen²⁾ oder ein Muster von schräg gegen einander zusammengesetzten und mehrere Reihen bildenden Hölzern.

So macht das litauische Haus an sich einen recht nüchternen Eindruck, zumal auch niemals ein Farbenanstrich dasselbe bedeckt. Und doch kann man ihm einen gewissen Reiz nicht ganz absprechen. Die niedrige Hauswand mit den kleinen Fenstern, das im Verhältnis zum übrigen recht grosse Strohdach, auf dem oft weite Flächen von dunkelgrünem Moose überzogen sind, der über den Dachfirst hinausragende Giebelschmuck, alles dies umrahmt von dem hellen Grün der Birken oder Linden ruft einen Eindruck der Traulichkeit und Heimlichkeit hervor, wie wir ihn so oft an den Bildern des Königsberger Meisters Wilhelm Rabe bewundert haben.

¹⁾ A. Treichel a. a. O. giebt eine ähnliche Deutung der in Westpreussen gebräuchlichen Figuren. Bezzenberger Forsch. S. 47 bemerkt: Auf baltischem Boden erinnern sie (die Pferdeköpfe) daran, dass bei den Preussen dem Totengott der Pferdeköpfe geheiligt war.

²⁾ Siehe die Abbildung bei Zweck p. 164 u. Bezzenberger Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia, Heft 18 (1893) auf Taf. I 2, Taf. II 1 u. 3, Taf. III u. IV.

Treten wir nun in das Wohnhaus¹⁾ ein. Die einflügelige Thür befindet sich fast ohne Ausnahme in der Mitte der Hauswand. Wir übersteigen die meist recht hohe Schwelle und befinden uns in dem Flur, der sich quer durch das ganze Haus durchzieht und auf der Hinterseite den Ausgang nach dem Garten bietet. Rechts und links führen Thüren in die Wohngelegenheiten und Kammern. Die Anordnung derselben ist in den Wohnhäusern der grösseren Besitzer fast durchweg nach einem Plane gemacht. Dem Flur zunächst liegen auf jeder Seite zwei Kammern, die theils als Schlafstätten, theils als Vorratsräume dienen. Mitunter wird eine derselben als Mahlstube benutzt und befindet sich hier der alte Mahlstuhl (*girnos*), auf dem das Getreide zwischen zwei Mahlsteinen zerquetscht wird. Der eine von ihnen ist am Boden des Mahlkastens fest gemacht, während der andere mittelst eines an der Decke drehbar befestigten Stabes im Kreise herumbewegt wird. Das gemahlene Getreide wird durch ein mit einer Schieberklappe verschlossenes Loch an der Vorderseite des Kastens mit der Hand oder Schaufel herausgeholt.²⁾

In der Mitte des Flures unter dem Schornstein liegt die Küche, oftmals durch vorspringende Mauerpfeiler und Thüren von dem übrigen Flur getrennt³⁾. In einem Winkel derselben steht der offene Herd⁴⁾, aus Backsteinen roh aufgeführt. Auf ihm sehen wir den eisernen Dreifuss und eine Vorrichtung, um die Kochgefässe daran aufzuhängen. Wir durchschreiten die oben genannten Kammern, die durch ein kleines Fenster ihr Licht erhalten, und gelangen in die Wohn- und Schlafstuben. Auch hier fast überall die gleiche Anordnung der Einrichtung und des Mobiliars. Der unförmlich grosse Ofen schiebt sich von der Flurwand durch die Kammer bis in das Wohnzimmer weit hinein und wird von der Küche oder dem Flur aus geheizt. Um ihn zieht sich die feste Ofenbank. Der Thür gegenüber liegen in je einer Ecke ziemlich dicht nebeneinander 2 Fenster mit je 2 Flügeln, die aber meistens vernagelt und daher nicht zu öffnen sind. In der Fensterecke steht der aus festem Eichenholz massiv hergestellte grosse Tisch, ein Prachtstück in seiner Art, dahinter die in rechtem Winkel sich an einander fügende Fensterbank. Die den Fenstern gegenüberliegende Ecke des Zimmers nimmt das zweischläfrige Bett des Ehepaares ein. Es ist roh aus Holzbrettern zusammengesetzt und hat als Unterlage eine Strohschüttung. Die Betten sind unförmlich dick mit Gänse- oder Hühnerfedern vollgestopft.

Ist ein Säugling im Hause, so bettet man ihn in einer Wiege, einem kastenförmigen Gestell, das an 4 Seilen an einer Stange hängt, die an der Decke befestigt ist. Die Wiege wird durch Auf- und Niederziehen in Bewegung gesetzt.

Neben der Eingangsthür zum Wohnzimmer hängt in Reichhöhe an der Wand der Handtuchhalter (*marszkiñizė*⁵⁾), von dem wir eine Abbildung in Fig. 2 Tafel IIIa bringen. Er ist ein kastenartiges Gestell mit 2 verlängerten Seitenwänden, die eine Rolle zum Aufhängen des Handtuchs tragen. Ein Waschtisch ist nicht vorhanden, desgleichen fehlt ein Wandspiegel; man benutzt ganz

1) Über die Entstehung des litauischen Hauses vergl. Tetzner Globus B. 72 S. 249 ff., Bezenberger, Altpreuss. Monatsschrift XXIII 34, 629 u. Virchow Verhandl. der Berliner anthropol. Gesellschaft 1891, Sitzung vom 17. Oct. S. 797 ff. Der von Tetzner in Fig. 2 gegebene Plan des Hauses ist auch im ganzen für das preussische Litauen zutreffend, nur der Unterschied ist hervorzuheben, dass die Kammern c² u. c³ dem Flur zunächst, also vor den Wohnzimmern liegen. — Wir fügen den von Bezenberger a. a. O. mitgetheilten Plänen noch einen aus Nordlitauen (Dorf Ruschpelken, Kreis Memel) auf Taf. IIIa Fig. 1 hinzu. Zur Erläuterung desselben diene folgendes: a Flur, a¹ Vorder-, a² Hintertür, b Wohnstube, c Schlafkammer, h Herd, k Küche, r Speisekammer, m Mahlstube, o Ofen, s Surinkimasstube, v Vorratskammern.

2) Tetzner im Globus Bd. 73 S. 116 giebt die Abbildung und Beschreibung einer Handmühle, die im preussisch-Litauen nicht im Gebrauch ist. Sie scheint aus Russisch-Litauen zu stammen.

3) Vergl. Bezenberger Forschungen p. 159 unter *pr̄numangis* u. *pr̄numis*.

4) Öfters sind es zwei, von denen der eine mit einem eingemauerten Kessel oder Grapen versehen ist, der zum Kochen des Viehfutters dient.

5) Vergl. Bezenberger Forsch. S. 139 *marszka* Handtuch. Bei Nesselmann u. Kurschat bedeutet dieses Wort ein dichtes Fischernetz.

kleine Handspiegel, um Toilette zu machen. Stühle mit einem Holzbrett als Lehne und einem aus Weidengeflecht hergestellten Sitze bieten ausser den oben genannten Bänken Gelegenheit zum Sitzen. Freilich sind es nicht mehr als 2 oder 3. Über den Fenstern sind Fensterbretter angebracht, auf denen Gesang- und Gebetbücher ihren Platz haben. Das wenige Schreibmaterial und die Schriftstücke werden in der Schublade des Tisches untergebracht. An den Wänden, die weder von Tapeten¹⁾ noch mit einem Farbenanstrich bedeckt sind, hängen einige Bilder, meistens aus der heiligen Geschichte. Fast nie fehlt das Bild, das den Besitzer oder einen der Söhne als Militär darstellt in der üblichen Umrahmung. Neben dem Bett oder Ofen hängt die meist recht grosse Wanduhr frei oder in einem Gehäuse. Zur Beleuchtung dient durchweg die einfache Petroleumlampe, in der Regel ohne Glaskuppel gebraucht. Von der älteren Beleuchtungsart mittelst des Kienspahns, der auf einem von Tetzner, Globus Bd. 73 S. 115 beschriebenen Gestell angebracht ist, findet sich keine Spur mehr. Zu den Laternen gebraucht man Petroleum oder Talglichte.

Eines Hausgeräts muss besonders Erwähnung gethan werden, des Webstuhls, der in keiner grösseren Wirtschaft fehlt und seinen Platz meistens auch im Wohnzimmer hat. Wenngleich er sich von dem sonst gebräuchlichen nicht viel unterscheidet, so dürfte doch eine eingehendere Beschreibung desselben auch hier am Platze sein. Es sei vorausgeschickt, dass der Litauer sich seinen Webstuhl selbst baut und alles dazu Gehörige mit Ausnahme der wenigen Eisenteile sich selbst anfertigt. Man unterscheidet 2 Arten desselben, den vollen (stāklės) und den halben Webstuhl (pusstāklės). S. Taf. III Fig. 1. Die Unterscheidung beruht im Wesentlichen auf der verschiedenen Anbringung der Sitzbank, auf der der Webende sitzt. Wir wollen zunächst das beiden Gemeinsame erwähnen. Der Webstuhl besteht aus 2 Gestellen (sēna), die das Aussehen eines Galgens haben: an einen etwas über Mannshöhe hinausgehenden Längsbalken a setzt sich im rechten Winkel ein etwa halb so langer, nicht ganz so starker Querbalken b, der durch eine Stütze c mit dem ersteren verbunden ist, an. In Sitzhöhe ist an den Längsbalken ein ebenso breites Querholz d unter rechtem Winkel angefügt, das wiederum mit einem senkrecht stehenden Ständer e verbunden ist, der ungefähr die halbe Länge des Längsbalkens hat. Diese beiden Gestelle (senus) werden durch mehrere Querhölzer f, die der Breite des Webstuhls entsprechen und mit Pflöcken befestigt sind, zusammengehalten. Auf dem Querholz d befindet sich ein senkrecht stehender Ansatz g, der etwa bis zur Brusthöhe reicht. Derselbe dient zur Aufnahme des Brustholzes h (brustboms), das so genannt ist, weil der Webende sich mit der Brust resp. den Armen beim Weben dagegen lehnt. Auf den Querbalken b hängt die Lade i (musztūwai) Taf. IIIa Fig. 5, ein aus 4, im Vierseit zusammengesetzten Holzleisten bestehendes Gestell, das vor- und rückwärts beweglich ist und zum Auseinanderhalten der Fäden und Festschlagen des Gewebes dient. Auf der Oberseite des untenliegenden Holzleists i¹ ist eine kleine Rinne angebracht, in die der Stäbchenhalter (k) oder das Riedblatt eingelassen ist, der seinerseits von einem zweiten darüber angebrachten und mit einem Handgriff versehenen Holzleiste i² festgehalten wird. Der Stäbchenhalter besteht aus 2 Längenleisten von Holz, zwischen denen die aus dünn gespaltenem Rohr hergestellten Stäbchen (skičtas) befestigt sind. Oft sind diese sowie der ganze Rahmen aus Eisen gefertigt und dann natürlich aus dem Eisenladen in der Stadt gekauft. Der Holzleiste i¹ ist bedeutend stärker gearbeitet als die anderen, um beim Zusammenschlagen des Gewebes eine grössere Wucht zu geben. An demselben Querbalken b hängt auch das Gestell zu den Rollen l (repas²⁾ oder stritza), die zum Auf- und Niederziehen der Schäfte m (nýtis) dienen. Der Schaft wird von 2 Holzstäben gebildet, die durch kreuzweise mit einander verknüpfte Fäden, die Litzen, in einem

1) Tetzner a. a. O. erwähnt, dass man in Samogitien die Holzbalken auch schon mit Tapete beklebe. In Preussisch Litauen ist das nicht der Fall.

2) repas von einem aus der Tilsiter Niederung stammenden Litauer genannt. Bezenberger, Forschung. S. 163 giebt: répikes die Tritzen am Webstuhl.

Abstände von 20—30 cm. verbunden sind. Je nach dem Muster des Gewebes bedient man sich einer geringeren oder grösseren Anzahl dieser Schäfte oder Hewelten (bis zu 10). Die *nýtis* wird mittelst der Tretbretter *n* (*pakója* Taf. III Fig. 3) in Bewegung gesetzt, die an dem Querholz *f* angebracht und durch die über Rädchen laufenden Schnüre mit ihr in Verbindung gesetzt sind. Ausserdem gehören zum Webstuhl noch 2 Kettenbäume, etwa 20 cm starke Rollen *o* und *p* (*ristùwas*), die an je einem Ende ein Rad *q* mit Zähnen oder Sprossen (*ragaí*) tragen. In die letzteren greift ein mit einem Widerhaken versehener Hebel *r* (*vilks*)¹⁾ ein, der mittelst einer Schnur vom Sitze aus gehoben und gesenkt werden kann. Die eine dieser Rollen *p* (*audéklo röstùwas*) befindet sich etwa in der Mitte des Querholzes *d* und nimmt das fertige Gewebe auf. Die andere *o* (*werpálù röstùwas*) ist je nach der Art des Webstuhls entweder an dem Ständer *a* oder *e* in Höhe des Brustbaums angebracht und dient dazu, die Fäden des Aufzugs festzuhalten und aufwickeln zu lassen. Was den Unterschied zwischen den beiden Arten des Webstuhls, des vollen und halben, anbelangt, so beruht derselbe, wie oben bemerkt ist, auf der verschiedenen Anbringung des Sitzes und demgemäss der verschiedenartigen Stellung des Brustholzes und der Kettenbäume. Bei dem vollen Webstuhl ist die Sitzbank zwischen den Ständern *a* angebracht und nimmt die ganze Breite desselben ein. Beim halben fehlt der Sitz entweder ganz²⁾ oder hat zwischen den Ständern *e* seinen Platz. Dementsprechend ist die Rolle *o* zwischen den Ständern *a* angebracht, der Brustbaum *h* in die Nähe des Sitzes gerückt, während das Schlagholz *i* und die *nýtis* an derselben Stelle hängen. Es bleibt noch die Erwähnung des Schützen oder Schiffchens übrig. Es heisst im Litauischen *szaútovs*³⁾ und hat eine linsenartige Form (Taf. III Fig. 2). Der mittlere Teil ist ausgehöhlt und nimmt die Schussfadenspule (*szeiwà*) auf.

Zum Auseinanderhalten des auf dem Kettenbaum befindlichen Gewebes dient der Ausspanner oder die Sperrrute *z* (*spyliaĩ*), der aus 2 Gabeln besteht, die mit kleinen Eisenzinken versehen sind. Die eine derselben passt mit ihrem dünnen Stiel in eine an dem breiteren Stiel der andern angebrachte Rinne genau hinein und lässt sich verschieben. Kleine, an den Seiten des Ausspanners angebrachte Stifte halten sie in ihrer jeweiligen Lage fest. S. Taf. IIIa Fig. 4.

Das Weben geht in folgender Weise vor sich: Zunächst werden die Kettenfäden an dem Kettenbaum *o* befestigt und aufgewickelt, sodann ihre freien Enden durch die Schäfte und die Lade über den Brustbaum nach dem Zeugbaum *p* geführt und hier ebenfalls befestigt. Durch das Auf- und Niederziehen der durch die Ösen der Schäfte gehenden Kettenfäden bilden sich die sogenannten Fache, spitzwinklige Öffnungen. Durch diese wird der Einschlagfaden mittelst des Schützen von rechts nach links und umgekehrt durchgeführt und dann der Einschlag (Schussfaden) mit der Lade festgeschlagen.

Man verwendet zum Weben das Gespinnst des Flachses, das man selbst anfertigt, oder auch Baumwolle, die man fertig gesponnen in der Stadt kauft. Das gewebte Zeug verbraucht man zur Herstellung von Bekleidungs- und Wäschestücken, zu Hemden, Handtüchern, Beinkleidern, Bettbezügen; auch die Kleidungsstücke der Frauen bestehen meistens aus selbstgewebtem Zeuge, stets jedoch die Röcke.

Der Spinnrocken⁴⁾ zeigt keine Abweichung von den sonst gebräuchlichen. Eine gute Abbildung desselben bringt Zweck a. a. O. S. 190. —

Haben wir somit das in der Wohnstube befindliche Mobiliar und Hausgerät uns angesehen, so treten wir durch die zwischen Bett und Ofen befindliche Thür in den Nebenraum; in diesem sehen wir Bettgestelle, Schränke zum Aufbewahren der Kleider und den fast nie fehlenden, mächtigen Kasten mit verschliessbarem Deckel (*skryñè*), der hellblau angestrichen und mit roten und grünen

1) Vergl. Bezenberger a. a. O. S. 198.

2) Dann bedient man sich einer herangesetzten Bank oder eines Stuhles zum Sitzen.

3) Von Donalitus X 635 *szaudykle* genannt. An derselben Stelle auch *szeiwà*.

4) *windas*, in der Memeler Gegend auch *ratins* (Bezenberger Forschung. 163 *ràts*) genannt.

Blumen grell bemalt ist. Wohl jedes litauische Mädchen besitzt einen solchen; er enthält ihre ganze Habe, vor allem die vielen Röcke (*marginne*), die ihren Stolz bilden. Diese Kasten fertigen die Memeler Tischler an und stellen sie auf den Jahrmärkten zum Verkauf aus.

Auf der anderen Seite des Flures ist die Zimmereinteilung dieselbe. Der dem Wohnzimmer entsprechende Raum dient vielfach zu religiösen Versammlungen (*surinkimas*¹⁾. Er enthält einen langen Tisch, mehrere Bänke und auch einige Stühle mit Sitzen aus Rohrgeflecht, an den Wänden Heiligenbilder etc. Daneben liegen Schlaf- oder Vorratskammern.

Die Zimmer haben meistens keine Dielung. Der Fussboden besteht aus festgestampftem Estrich, der am Sonntag mit feinem Sande bestreut wird. Daneben verwendet man auch zum Bestreuen zerschnittene Kalmusstengel, die zugleich einen angenehmen Geruch verbreiten.

Wir fügen der Beschreibung der Zimmereinrichtung noch eine Schilderung derjenigen Wirtschaftsgeräte an, die dem Litauer eigentümlich sind. Dahin gehört zunächst der Webstuhl im Kleinen (*skietėle*) oder das Handwebeholz²⁾ (Taf. VII Fig. 1), das zur Herstellung der bunten Bänder (*risztüvs*) dient. Es besteht aus einer 1—2 cm starken Tafel von Birken- oder Eschenholz, die quadratische oder auch rechteckige Form zeigt. Die Breiten- und Längenausdehnung schwankt zwischen 20—30 cm. An der oberen Seite der Tafel befindet sich ein Griff, der entweder ausgeschnitten oder nur durch einen Bogenschnitt gekennzeichnet ist. Unterhalb desselben sind mit dem Messer Rinnen von etwa $\frac{1}{2}$ cm Breite ausgeschnitten. Die zwischen diesen stehen gebliebenen Holzteile der Tafel stellen sich als Stäbchen von etwa 1 cm Dicke dar und sind nach den Kanten zu ein wenig abgerundet. Der über und unter den Stäbchen befindliche Raum sowie der Griff zeigen meistens Verzierungen, die aus Einschnitten und Kerben in Dreiecks- oder Viereckform bestehen. In der Mitte der Stäbchen sind kleine Öffnungen angebracht, die man mit dem Bohrer ausgebohrt oder mit der Stricknadel eingebrannt hat. Die Zahl der Stäbchen ist verschieden, je nachdem man breitere oder schmalere Bänder herstellen will. In der Regel pflegen es 20 zu sein. Die Bänder werden damit in folgender Weise gewebt: man zieht die eine Hälfte der Fäden, die zu dem Bande verwendet werden sollen, durch die Öffnungen, die andere durch die Einschnitte oder Rinnen und verknüpft ihre Enden auf beiden Seiten zu einem Knoten. Der eine Knoten wird an einem feststehenden Gegenstand, der andere an einem Bande befestigt, das man um den Rücken schlingt und vorn auf der Brust zusammenknüpft. Durch Zurücklehnen des Körpers ziehen sich die Fäden straff und tragen das Handwebeholz frei in der Luft schwebend. Die durch die Rinnen gezogenen Fäden bilden die Kette, die stets in horizontaler Lage liegen bleibt. Dagegen werden die durch die Öffnungen gehenden Fäden durch Heben oder Niederdrücken des Webeholzes in eine Winkelstellung zu der Kette gebracht und so das Fach geöffnet. Der Einschlagfaden wird mit den Fingern durch das Fach durchgeschoben und mit der flachen Hand festgeschlagen. Um die Musterung des Bandes hervorzubringen, bedient man sich verschiedener Einschlagsfäden. Gewöhnlich nimmt man dazu Leinenfäden, während die die Kette bildenden aus Wolle bestehen. Die Bänder³⁾ erhalten eine Breite von 2—5 cm und dienen hauptsächlich zum Aufschürzen der Röcke bei der Arbeit oder bei einem weiteren Gange. Aber auch zum Befestigen der Schürze oder der darunter getragenen Tasche⁴⁾ werden sie verwendet,

1) Vergl. darüber Zweck a. a. O. S. 178 ff.

2) Bei Bezenberger Forschungen S. 170 *skėtòks* genannt. Vergl. darüber den vom Verfasser in der Zeitschrift der Altertumsgesellschaft Insterburg Heft 6 veröffentlichten Aufsatz. Frl. Lemke berichtet in den Verhandl. der Berl. Gesellsch. für Anthropologie etc. Jahrgang 1891 S. 435 über ein anscheinend ähnliches Webeinstrument, das in Masuren gebräuchlich ist und *Leiterchen* oder *drapka* heisst.

3) Siehe auf Tafel VII Proben solcher Bänder nebst gestickter Tasche. (Fig. 3.) Alle auf dieser Tafel VII gegebenen Abbildungen sind $\frac{1}{7}$ der natürlichen Grösse.

4) Noch heute genau so wie zu Lepners Zeiten. Man vergl. die von Tetzner im *Globus* Bd. 73 S. 112 gegebene Abbildung der rechts stehenden Braut.

ja selbst zum Schmuck über der Schürze in mehrfacher Verschlingung getragen, wie es recht deutlich die von Zweck a. a. O. S. 156 gegebene Abbildung der Litauerin und ihrer Tochter zeigt. Hochzeitsgäste befestigen an diesen Bändern die Handschuhe und stecken sie auf der Schulter fest.

Zum Waschen der Körperwäsche bedient sich die Litauerin eines Schlagholzes (*kóltowes*¹⁾, Taf. VII Fig. 2. Das Kochen der Wäsche ist nicht gebräuchlich. Man geht an den Teich oder Fluss, seift die Wäsche auf einer Bank ein und spült sie dann im Wasser unter Reiben mit den Händen aus. Nachdem sie ein wenig ausgewunden, legt man sie auf die Bank ausgebreitet hin und bearbeitet sie mit dem Schlagholz, das in einem Dreitakt geschwungen wird. Eine recht eigentümliche, aber noch allgemein geübte Sitte des Waschens.

Ist die Wäsche getrocknet, so glättet man sie mit einem Mangelholz, das ebenfalls *kóltowes* heisst, weil es eine dem vorigen sehr ähnliche Gestalt besitzt, sonst nur grösser²⁾ ist. Es wird aus schwerem Eichenholz gearbeitet und hat an der stärkeren Seite einen Handgriff, an dem entgegengesetzten Ende einen Ansatz zum Gegenstemmen der Hand. Das Glätten der Wäsche geschieht so, dass man das Wäschestück auf eine Rolle (*mangalis* Taf. VII Fig. 4) von etwa 1 m Länge und 5 cm Breite aufrollt, dann diese Rolle auf den gesäuberten Tisch legt und, stark aufdrückend, mit dem Mangelholz darüber hinfährt. Die Rolle mit dem Wäschestück wird hin- und hergerollt und letzteres geglättet. Eine sehr einfache, allerdings auch sehr unvollkommene Art des Mangelns. Vielfach, namentlich in grösseren Wirtschaften, bedient man sich auch schon der Mangel, wie sie bei den Deutschen gebräuchlich ist. Ein Plätteisen aber kennt die Litauerin in ihrem Haushalt nicht.

Wenn man das Mangelholz mit Einschnitten versieht, wie es die Abbildung 5 auf Taf. VII zeigt, so entsteht das Walkholz. Es dient dazu, die Woll Sachen, vor allem Strümpfe, zu walken, d. h. durch Verfilzung der Fäden dichter zu machen; zu dem Zwecke stellt man es in einen mit heissem Wasser gefüllten Eimer und reibt die im Wasser gebrühten Strümpfe auf der mit den Einschnitten versehenen Fläche so lange hin und her, bis sie sich verfilzen. Zuweilen findet sich Mangel- und Walkholz in einem Stück vereinigt.

Da über Lebensweise, Nahrung und Kleidung der Litauer eingehend und richtig von Zweck a. a. O. und anderen gehandelt ist, so beschränken wir uns hier nur auf eine Nachlese.

Der Litauer ist vor allem Ackerbauer und ergreift selten einen anderen Beruf. Am häufigsten wendet man sich dem Schneider-, Stellmacher- und Zimmermannsgewerbe zu. Der Schneider, der seine Kunst meistens beim Militär erlernt hat, fertigt Männer- und Frauenkleidung, soweit diese nicht von den Frauen selbst gemacht wird. Schneiderinnen giebt es nicht. Der Stellmacher bringt es oft zu grosser Geschicklichkeit im Anfertigen von Haus- und Wirtschaftsgeräten. Unter den letzteren sind besonders die Getreidereinigungsmaschinen, sogenannte Putzmühlen, zu nennen.

Zum Pflügen des Ackers bedient man sich fast ausschliesslich der Pferde. Ochsen züchtet man nur zum Verkauf. Die Bestellung ist mangelhaft, die Ackerkrume wird nur in geringer Tiefe aufgerissen, die Scholle mit der Egge notdürftig zerkleinert. Der Dünger bleibt im Stall liegen, bis man ihn im Herbst oder Frühjahr auf den Acker fährt. Vielfach holt man die Abfälle und den Müll aus der Stadt, was eine ausgezeichnete Düngung giebt. Auch künstlicher Dünger kommt öfters zur Verwendung.

Den Acker bestellt man mit einem Pfluge, der aus Holz gebaut ist, aber eiserne Scharen trägt. Sehr selten ist jetzt der Wendepflug (*stagūtis*³⁾ geworden, bei dem selbst die Pflugschar aus Holz besteht. Man verwendet ihn nur noch zum Behäufeln der Kartoffeln.

1) Weder bei Nesselmann noch bei Kurschat zu finden. Bezenberger Forschungen S. 127 führt als Lehnwort *kožzols* die Handwäscherolle, besonders das untere Stück derselben, an.

2) Es ist e 80—90 cm lang.

3) Siehe die Abbildung in den Sitzungsberichten der Altertumsgesellschaft Prussia 1892 S. 43.

Fast auf jedem grösseren Gehöft sieht man heute die Getreidedresch- und Häckselmaschinen. Das Dreschen mit dem Flegel hört immer mehr auf, und Fälle, dass man um 3 Uhr morgens das Dreschen bei Laternenlicht beginnt, wie es früher die Regel war, gehören jetzt zu den grössten Seltenheiten. Man drischt das Getreide in folgender Weise: Die Garben werden auf der Tenne in zwei Reihen neben einander so hingelegt, dass die Ähren nach innen zu liegen kommen. Man hebt den Flegel mit gestreckten Armen bis zur senkrechten Haltung über den Kopf empor und lässt den Schlägel, der sich an einem beweglichen Gelenk befindet, mit voller Breite auf das Stroh niederfallen. Gewöhnlich sind es drei Personen, die dreschen; 2 von ihnen gehen vorwärts, während die dritte ihnen gegenüber steht und beim Dreschen rückwärts schreitet. Nähert man sich dem Ende der Getreidelage, so tritt der Dritte allmählich zu den Zweien über. Das Dreschen geschieht im Dreitakt, d. h. der erste schlägt einen Schlag und wartet mit dem nächsten Schläge, bis der zweite und dritte geschlagen hat.¹⁾ Ist die Lage einmal durchgedroschen, so wendet man sie mit den Händen um und drischt sie das zweite Mal. Dann wird das Stroh zu Bündeln zusammengebunden und zum Dachdecken oder Verkauf verwendet.

Beim Heumachen bedient man sich leichter, von einem Pferde gezogener Schlitten, auf die ein leiterartiges Gestell gebunden ist. Darauf wird das zusammengeharkte Heu geladen und an die Stelle geschleift, wo man es zu einem grösseren Haufen zusammenpackt oder in kleinere Haufen, sogenannte Kepsen, setzt. Zum Zusammenharken braucht man vielfach schon die Hungerharke.

Erbsen und Bohnen werden zum Trocknen auf Holzgestelle gebracht, die aus 2 senkrecht stehenden, mit einander durch Stangen verbundenen Pfählen bestehen.

Unter den Nahrungsmitteln des Litauers nehmen Brot, Milch, Hülsenfrüchte, Fische die erste Stelle ein. Das grob gemahlene Brotmehl teigt man im Backtrog unter Zusatz von Sauerteig²⁾ an, knetet es mit den Händen tüchtig durch, lässt es gehen, formt es zu Laiben und backt es im Backofen, der sich entweder neben dem Herde in der Küche oder im Flachstrockenhause³⁾ befindet. Häufig legt man, damit es nicht festbacke, Blätter des Ahorns unter. Es hat eine dunkle, dem Pumpernickel ähnliche Farbe, ist sehr schmack- und nahrhaft. Eine feinere Art bereitet man aus gebeuteltem Roggen- oder Weizenmehl. Kuchen in unserem Sinne kennt der Litauer nicht. Die Milch wird roh oder mit Mehl, etwas Salz und Fett zusammen gekocht genossen. Das letztere Gericht führt den Namen pūtteris; man nimmt es des Morgens und Abends als Suppe zu sich. Kaffee und Thee sind unbekannt. Im Sommer bildet die zusammengezogene, sauer gewordene Milch ein sehr beliebtes Nahrungsmittel. Auch bereitet man daraus eine Art Käse. — Fische isst der Litauer gern und häufig. Im Hochsommer trocknet man Dorsche und Flundern an der Sonne und macht so diese Fische für längere Zeit haltbar. Will man sie zur Speise bereiten, so nimmt man die Gräten heraus, zerstückelt das Fleisch und kocht es mit Kartoffeln zusammen zu einem Brei, der, mit zerlassener Butter angerichtet, ein wohl-schmeckendes Gericht liefert. Der Fleischgenuss ist sehr eingeschränkt. Das Gesinde erhält nur am Donnerstag und Sonntag Fleisch, sonst als Zukost zur Suppe Häringe. Man geniesst am häufigsten das Fleisch des Schweines und Schafes; Geflügel wird selten, Wild gar nicht gegessen. Es ist dem Litauer eigentümlich, dass er das Fleisch fast nur in gekochtem Zustande zu sich nimmt. Das Braten desselben ist nicht üblich, höchstens werden die Fleischstücke, die man nicht sogleich verwenden mag, geräuchert und entweder roh oder abgekocht genossen. — Butter, meist von barschem Geschmack, bereitet jeder in dem selbst gefertigten Butterfass. Man verwendet sie weniger als Zusatz zu den Speisen, sondern streicht sie auf Brot oder Käse zum zweiten Frühstück oder Vesperbrot. — Alūs wird

¹⁾ Nach Bezenberger Forschungen S. 91 legt man dem Klappern der Dreschflegel bestimmte Worte unter; man sagt nämlich: Wenn zwei dreschen, so klingt das: òbags, òbags, wenn drei: dū dōna, trėts pōtra etc.

²⁾ Diesen bildet in der Regel ein sauer gewordener Überrest des zuletzt zum Backen verwendeten Brotteigs.

³⁾ Der sogenannten jaūje. S. Bezenberger Forschungen S. 118.

noch vielfach gebraut, und zwar auf folgende Art. Etwa 6 Scheffel Gerste werden in eine Tonne mit Wasser geschüttet und so lange darin gelassen, bis die Körner quellen. Dann breitet man sie auf einer Tenne aus und bedeckt sie mit wärmenden Gegenständen, um sie zum Keimen zu bringen. Sind die Keime hervorgetreten, so wird die Gerste auf die Darre in die pirtis¹⁾ gebracht und gedörft. Ist dies genügend geschehen, so entfernt man die Keime durch Reiben und bringt die Körner auf die Mühle, wo sie grob gemahlen werden. Will man ein Bräu herstellen, so nimmt man einen Teil des Malzes, meistens einen Scheffel, und kocht ihn ab. Das Abgekochte (misà) wird in Gefäße gegossen und ein Aufguss von abgekochtem Hopfen (apyniaĩ) dazu gethan. 24 Stunden lässt man das Gebräu offen stehen und füllt es dann ab. Nach kurzer Zeit ist es zum Genuss fertig.

Im Frühjahr bohrt man Birkenbäume an und zapft mittelst kleiner Rinnen, die in das Bohrloch hineingesteckt werden, den Saft derselben ab. Entweder genießt man dies Birkwasser roh oder lässt es mit einem Zuckerzusatz gären, worauf es ein säuerliches, angenehm erfrischendes Getränk darbietet.

Haben wir uns im Vorhergehenden das Wohnhaus des Litauers angesehen, in dem er sein Leben zubringt, so wenden wir uns jetzt der Wohnstätte des Toten zu. Zuvor jedoch noch einige Bemerkungen über Gebräuche bei der Bestattung.²⁾ Auch heute noch herrscht die Sitte, dem Toten einige Gegenstände in den Sarg mitzugeben, so z. B. ein Paar Handschuhe, mit Bändern zusammengebunden, oder Strümpfe. Im Sargdeckel bringt man ein Fach (bilade) an, in welches Lebensmittel oder eine Flasche Brantwein hineingethan werden. Die Leiche schmückt man mit Blumen; Kranzspenden sind nicht üblich. Nach einer kurzen Trauerfeier im Sterbehause bringt man den Toten unter Gesängen nach dem Friedhof. Der Lehrer, oft auch angesehene Surinkiminker, Mitglieder der religiösen Gemeinschaften, führen den Leichenzug und stimmen die zu singenden Lieder an. Nach einem Gebet wird die Leiche ins Grab gesenkt und dasselbe zugeschaufelt. Nach Aufschüttung des Grabhügels drückt der älteste Gräber mit dem Spaten ein Kreuz in die weiche Erde ein. Der Tote liegt im Grabe mit dem Gesicht nach Osten.³⁾ Das Kreuz, das ein würdiger Mann zum Friedhof hinausgetragen,⁴⁾ wird am Fussende aufgerichtet.

Auf diese litauischen Grabkreuze oder richtiger Grabzeichen wollen wir näher eingehen. Herr Geheimrat Bezenberger hat darüber einen Aufsatz in den Mitteil. der lit. litterar. Gesellsch. II S. 24 veröffentlicht und nochmals auf die Bedeutung dieses Gegenstandes in den Sitzungsberichten der Prussia 18. Heft (1893) S. 5 hingewiesen. Es sei hier zunächst auf den Unterschied in der Gestalt der Grabzeichen aufmerksam gemacht, der nicht zufällig sein kann, sondern auf einer verschiedenen Anschauung der Litauer über das Grabzeichen, vielleicht auch auf einem Nachklang aus den Zeiten des Heidentums beruht. In dem Memeler und dem nördlichen Teil des Heydekrüger Kreises verwendet man als Grabzeichen das mit einem Dach versehene Kreuz, während der südliche Teil des letzteren sowie der Kreis Niederung und Tilsit durchaus andere Formen, nämlich Urnen, Nachbildungen eines Menschen, kreisförmige, mit Schnörkeln versehene Scheiben etc. aufweisen. Zwar nennt man auch diese krikasztai⁵⁾, aber sehr mit Unrecht, denn von einer Kreuzform ist keine Rede mehr.

1) Ursprünglich das Badehaus, jetzt so auch das Flachstrockenhaus (jáuja) genannt.

2) Vergleiche darüber Bezenberger Litauische Forschungen S. 83 ff., Zweck a. a. O. S. 173, Mitteilungen d. lit. litt. Gesellschaft II, 5 (1886) S. 336.

3) Umgekehrt wird in der Tilsiter Gegend der Leichnam mit dem Kopf nach Westen gebettet, das Kreuz oder Grabzeichen an das Kopfende gesetzt. (Mitteilung eines Litauers aus dem Dorfe Stumbragirren.)

4) Genau so, wie es v. Brand a. a. O. S. 100 beschreibt.

5) Auch Kurschat, Wörterbuch der litauischen Sprache s. v. giebt: das (kreuzförmige) Grabzeichen auf Friedhöfen; das Grabkreuz.

Die Grabzeichen in der Memeler Gegend sind Kreuze¹⁾ von etwa 1—1½ m Höhe. Der Querbalken liegt meistens dicht über dem Erdboden. Seine beiderseits abgeschrägten Enden sind mit dem Längsbalken durch 2 Seitenbretter verbunden, die sich in einem Winkel von 30—40° schneiden. So entsteht das dachgiebelförmige Aussehen des Grabzeichens. (S. Taf. IV, Fig. 2 u. 3.) Noch ähnlicher wird dieses, wenn, wie es gewöhnlich der Fall ist, die sich verjüngenden Enden der Seitenbretter, über den Schnittpunkt hinausgehend, sich kreuzen, wie dies Fig. 4, 5, 6 zeigen. Das sind unzweifelhaft Nachahmungen des Dachgiebels am Wohnhause, die sicherlich den Zusammenhang der Vorstellungen vom Hause des Lebenden und Toten besser erweisen, als die auf manchen der unten zu erwähnenden Grabzeichen vorkommenden Vögel und Pferdeköpfe.²⁾ Eine dritte Art dieser Grabzeichen zeigt die Abbildung Fig. 1. Hier gehen die Seitenbretter nur bis zur Oberkante des Längsbalkens und schneiden mit dieser ab. Es entsteht so eine abgestumpfte Pyramide. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass das zuletzt beschriebene Grabzeichen das Aussehen des Plumpen, Ungefälligen hervorruft, während die erste Art mit der scharf zugeschnittenen Spitze und den sich kreuzenden Enden gefällig und angenehm in die Augen fällt.

Ist der Kreuzstamm durch Einschnitte, Wölbungen etc. verziert, so zeigen auch die Seitenbretter an ihrem unteren Ende mannigfache Verzierungen. Besonders häufig begegnen uns hier Ausschnitte in Herz- oder Kreisform; auch halbmondförmige sind nicht selten. Auf dem Querbalken des Kreuzes ist der Vor- und Zuname des Toten sowie sein Geburts- und Sterbedatum eingeschnitten. In einigen Gegenden bringt man auf dem Längsbalken einen Schmuck an: man nagelt nämlich spannlange Stücke der selbstgewebten Bänder (risztùwas) oder schmale Lederstreifen in Kreuz- oder Sternform auf. Siehe Fig. 6. Doch geschieht dies nur bei Frauenkreuzen. Ist das ein Überrest der von Brand Reysen etc. S. 150 erwähnten Sitte? Derselbe berichtet folgendes: Aber ihm oder ihr wird im Ausstragen der Leichen, ein hölzernes Kreuz daran oben ein Linnyk (d. h. ein Stück Leinwand von 4 Ellen Länge und $\frac{3}{4}$ quart Breite, oben und unten ganz bunt) durch einen zweiten bunten Band fest gemacht ist, einem Fähnlein gleich, von einem der nächsten Befreundten zu pferde vorgetragen, welches sie Saxa tólt so viel als zur teutschen Hoffart nennen.

Passarge in seinem Buche: Aus baltischen Landen S. 266 berichtet über einen interessanten Unterschied in der Kreuzform, den er auf der kurischen Nehrung in Nidden gefunden hat. Er sagt: Ein gewöhnliches Kreuz \perp bezeichnet eines Mannes, ein Kreuz mit einem Dache dagegen $\hat{\perp}$ das Grab einer Frau oder eines Mädchens. Herr Geheimrat Bezenberger bestätigt in seinem Aufsatz: „Über Grabkreuzformen“, diese Beobachtung teils aus eigener Anschauung, teils nach Erkundigungen bei Einwohnern der Dörfer Drawöhnen und Prökuls im Kreise Memel. Er fügt hinzu, dass er im ersteren Orte noch ein unterscheidendes Merkmal gesehen; nämlich auf den Kreuzen weiblicher Personen eine kreisrunde Holzscheibe, die über die Ränder der Kreuzesspitze hinausragte. In Prökuls sei diese Holzscheibe etwas frei behandelt, indem sie sich einerseits auch auf den Grabkreuzen männlicher Personen finde, andererseits denjenigen weiblicher Personen zuweilen fehle. „Dieser Umstand ist, wie Herr B. hervorhebt, insofern sehr interessant, als er in baltischen Landen bisher nur in einer Gegend nachgewiesen ist, in der sich eine höchst gemischte Bevölkerung befindet und in der wir Spuren des preussischen, litauischen, lettischen und kurischen Altertums zu finden gefasst sein müssen.“ — Der beschriebene Unterschied zwischen den Kreuzen männlicher und weiblicher Personen scheint jedoch nur eine engbegrenzte örtliche Verbreitung zu haben: mir ist er nirgends aufgestossen. Ich habe auf allen von mir besuchten Friedhöfen durchgehends die Dachkreuzform für Personen

1) Die auf Taf. IV abgebildeten Kreuze stammen von folgenden Kirchhöfen her: Fig. 1. Fischerdorf Vitte bei Memel; Fig. 2. Eglischken nördl. von Memel, nahe der russischen Grenze. (Aufschrift: Cze ilsils Pakajuge 1849—1890); Fig. 3 Gündullen Urban, Dorf nördlich Memel an der Dange; Fig. 4 Vitte; Fig. 5 Ingken, südlich von Memel; Fig. 6 Leisten Jacob ebenda.

2) Bezenberger Sitzungsberichte 18. Heft 1893 S. 5.

beiderlei Geschlechts gefunden, die so sehr die nordlitauische zu sein scheint, dass man bei abweichenden Kreuzformen mit Gewissheit annehmen kann, es handle sich hier nicht um einen Litauer aus Preussisch-Litauen¹⁾.


Dass die dachförmigen Grabkreuze nicht allein in Preussisch-Litauen gebräuchlich sind, ersieht man aus einer Mitteilung Bezenbergers a. a. O. Er hat sie auch im russischen Litauen zahlreich gesehen. Im nördlichen Teil desselben finden sie sich vorzugsweise auf den Gräbern der Letten, auf deren Kirchhöfen sie ihm auch in Livland und Kurland überaus häufig entgegengetreten sind.

Auf einen anderen Unterschied dagegen, an dem im Memeler Kreise ziemlich streng festgehalten wird, mache ich aufmerksam: Man nimmt zu den Kreuzen männlicher Personen das Holz der Eiche, zu den der Frauen das Holz der Kiefer oder Fichte. Im Tilsiter Kreise ist dieser Unterschied nicht mehr gemacht, wie mir der oben genannte Litauer aus Stumbragirren mitteilt. Hier verwendet man Eichen- oder gutes harziges Kiefernholz wie für Frauen- so auch für Männergrabzeichen.

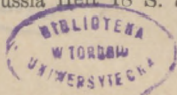
Worauf sich die im Memeler Kreise gebräuchliche Unterscheidung in der Verwendung des Holzes gründet, vermag ich nicht anzugeben. Vielleicht hielt man der Kraft und Stärke des Mannes das feste Eichenholz, der zarteren Natur des Weibes das weichere Kiefernholz für angemessen; möglich ist es auch, dass mythologische Vorstellungen dabei mitgewirkt haben. Man vergleiche z. B. das von Kurschat in den Mitt. d. lit. litterar. Gesellsch. Bd. II 233—38 mitgeteilte russisch-litauische Märchen. Sehr beachtenswert ist das, was Bezenberger, Forschungen S. 86 mitteilt: Träumt man von Sonnenuntergang oder von Tannen, so wird eine Frau sterben; träumt man von Eichen oder Birken, so wird ein Mann sterben. (Aus Medikken Kr. Memel.)

Über den Unterschied in der Stellung des Kreuzes auf dem Grabe ist vorher schon gesprochen.

Eine ganz andere Gestalt weisen, wie gesagt, die Grabzeichen in den Kreisen Heydekrug, Niederung und Tilsit auf. Von der Kreuzform ist hier nichts zu bemerken; es sind Gebilde, die einer anderen Anschauung ihre Entstehung verdanken. Sind es dort Nachbildungen der Wohnung des Lebenden, die man dem Toten als Grabzeichen auf den Hügel setzte, so scheinen es hier Abbilder der Gestalt des Verstorbenen selbst oder doch des Behältnisses, der Urne, zu sein, in der man seine verbrannten Überreste sammelte und beisetzte. Herr Geheimrat Bezenberger²⁾ mahnt zwar zur Vorsicht, wo Grabdenkmäler Urnenformen zeigen oder an solche erinnern. Hier ist aber kaum ein Zweifel möglich, wenn man die weite Verbreitung und regelmässige Wiederkehr der Grundform dieser Zeichen in Betracht zieht. Haben andere Völker die Urne als Denkmal auf dem Grabe aus der Zeit, in der man die Leichen noch verbrannte, herübergewonnen und bis heute beibehalten, so kann das von den Litauern in gleicher Weise geschehen sein. Eine sichere Thatsache ist es, dass in prähistorischen Zeiten die Beisetzung der Leichenreste in Urnen erfolgte, die man entweder in eine aus Steinen hergestellte Höhlung hineinsetzte oder an der Stelle, wo die Verbrennung stattgefunden, in der Erde ohne schützende Hülle vergrub. Ist nun der Gedanke ganz abzuweisen, dass wir es bei den genannten Grabzeichen mit einer Erinnerung an jene Sitte zu thun haben? An eine Entlehnung von den Nachbarvölkern wird doch kaum zu denken sein; zumal hier nicht, wo das Litauertum stets über das Deutschtum die Oberhand hatte. — Die auf Taf. VI Fig. 7, 8, 9, 10 gegebenen Abbildungen sind nach Zeichnungen gemacht, die Herr Regierungs- und Schulrat Schwede im Kreise Tilsit aufgenommen hat. Nr. 8a ist aus Rupkalven im Kreise Heydekrug. Zugleich sei auf die reiche

1) Eine eigenartige Bestätigung der geäußerten Ansicht erfuhr ich in Baiten, Kr. Memel. Bei dem Besuch des dortigen Friedhofes fiel mir sogleich ein Kreuz in die Augen, das im Gegensatz zu den dachförmigen Grabzeichen die gewöhnliche Kreuzform zeigte. An den Enden des Quer- und Längsbalkens fanden sich wulstartige Verdickungen in der Form . Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, dass dort ein russischer Litauer, ein Szameit, beerdigt sei.

2) Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia Heft 18 S. 7.



Zusammenstellung ganz ähnlicher Denkmäler aufmerksam gemacht, die Herr Geheimrat Bezenberger a. a. O. auf Taf. V gebracht hat.

Wir wenden uns der zweiten Art von Grabdenkmälern zu, die eine, wenngleich oft ganz verzerrte menschliche Gestalt erkennen lassen. Noch deutlich sichtbar erscheint diese bei dem Grabzeichen, das Herr Professor Kurschat in den Mitteil. d. lit. litter. Ges. Bd. II S. 382 abgebildet¹⁾ und als solche, wenn auch zweifelnd, gedeutet hat. Man sieht den Kopf, die aufwärts gestreckten Arme, die sehr verstümmelten Beine an dem unförmlich dicken Leibe. Bei Fig. 2 u. 3 auf Tafel V, die aus Matzstubbern im Kreise Tilsit stammen, sind an Stelle des Kopfes die kirchlichen Symbole, Kelch und Kreuz, getreten: Fig. 4, 4a, 4b aus dem Kreise Tilsit (u. bei Bezenberger a. a. O. Fig. 13 aus Trackseden Kr. Heydekrug) zeigen dafür blumenartige Bildungen, die an die Tulpe erinnern. Die Arme und Beine sind hier durch Zacken angedeutet (auch bei Fig. 4c)²⁾. Bei fast all diesen Zeichen stellt sich der Leib als eine kreisförmige oder ovale Scheibe dar; anders ist es bei den in Gilge und den Fischerdörfern des kurischen Haffes gebräuchlichen, s. Taf. VI Fig. 6. Hier nimmt die Stelle des Kreises ein Herz ein; an die Stelle der Arme sind Vögel getreten, die Füße sehen Pferdeköpfen ähnlich. Nichtsdestoweniger sind auch diese Zeichen als Nachbildungen menschlicher Gestalten zu betrachten.

Zum Schluss sei noch erwähnt, dass die zuletzt besprochenen Grabzeichen heute schon sehr ausser Gebrauch kommen. Man setzt dafür Holzstäbchen von ovaler oder viereckiger Form oder öfters noch Denkmäler aus Gusseisen oder Marmor in Gestalt eines Kreuzes oder aufgeschlagenen Buches. Die Tafeln heissen tobyczes.

1) Auf unserer Taf. V. Fig. 1 (Coadjuthen). Diese sowie Fig. 2 u. 3 und Taf. VI Fig. 6 mit gütiger Erlaubnis des Herrn Prof. Kurschat nachgebildet. Man vergleiche auch die Abbildungen aus Matzgirren in Böttchers Bau- und Kunstdenkmälern und auf Bezenbergers Taf. 5 No. 10.

2) Aus Rupkalven Kr. Heydekrug. Ebenda findet sich dieselbe Form, wie sie Fig. 7 auf Taf. VI zeigt. Sehr ähnlich sind die Grabzeichen in Brionischken und Skirwith im Kr. Niederung. Auch in Karkeln am kurischen Haff herrscht die Urnenform vor.

Gar manches, was in diesen Beiträgen zur Sprache gekommen, ist, wie die zahlreichen Verweise bezeugen, bereits von anderen erwähnt und beschrieben worden. Keinem aber verdankt die Forschung über Volkstum und Sprache der Litauer mehr als Herrn Geheimrat Prof. Dr. Bezenberger, der mit dem weitschauenden Blick des vergleichenden Ethnologen, mit feinsten Beobachtungsgabe und gründlichster Sach- und Sprachkenntnis den Grund gelegt hat zu jedem Weiterforschen. Möge er recht viele Jünger finden, die, seinen Fussstapfen folgend, von diesem so interessanten Volksstamm das noch retten, was der Erhaltung wert ist. Denn lange dauert es nicht mehr, bis das Litauervolk und mit ihm seine Sprache und sein Volkstum vom Erdboden verschwunden sind.

Die auf Taf. I—VI gebrachten Abbildungen sind nach den vom Verfasser nach der Natur gefertigten Skizzen von Herrn Zeichenlehrer Lottermoser-Insterburg entworfen, die photographische Aufnahme nach den im Besitz der Altertumsgesellschaft zu Insterburg befindlichen Gegenständen von Herrn Photographen A. Schmidt gemacht worden. Beiden Herren spricht dafür seinen verbindlichsten Dank aus

Der Verfasser.

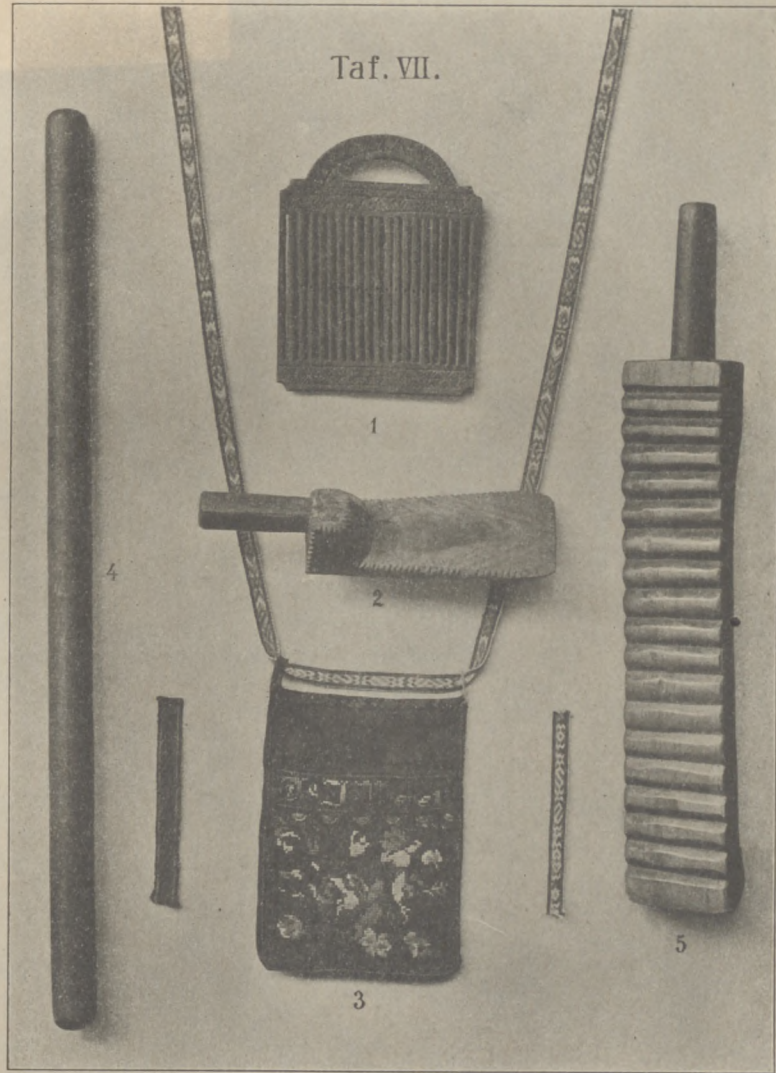
Biblioteka Główna UMK



300045360124



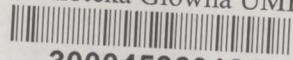
Taf. VII.



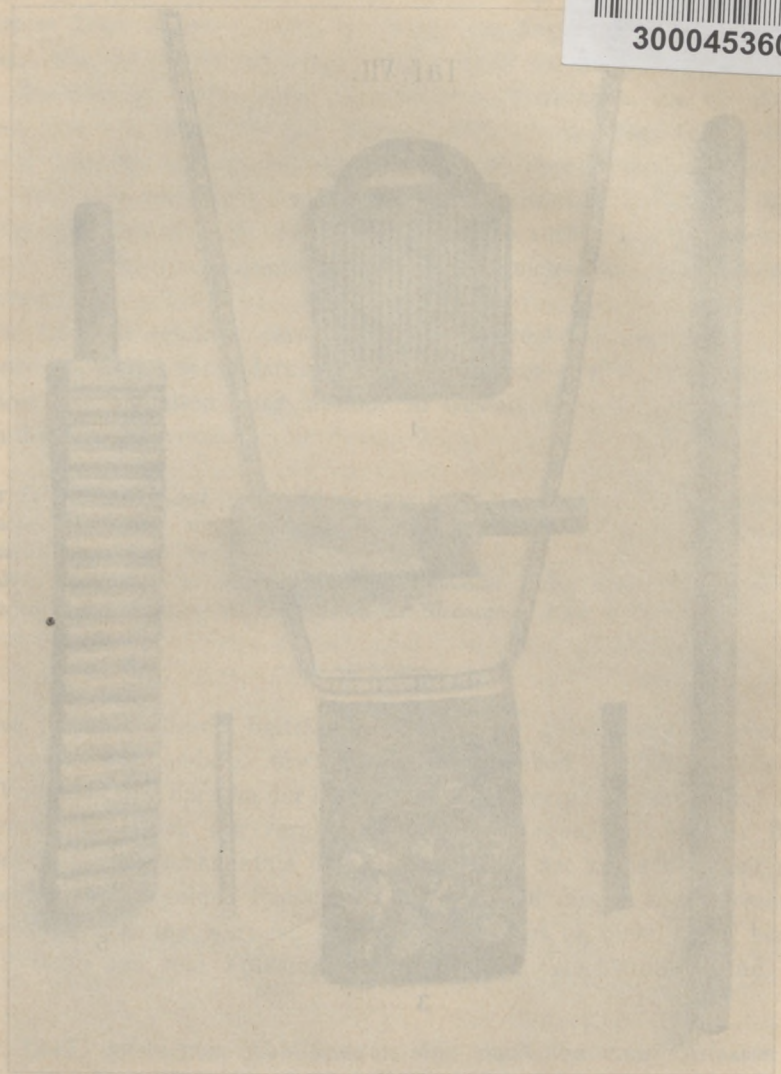
244.425

Faint, illegible text from the reverse side of the page, appearing as bleed-through.

Biblioteka Główna UMK

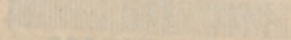


300045360124



Der Verfasser

Biblioteka Główna UMK



300045360124